



## Wandern

Ein-Zimmer-Hotel in Berlin: Julian Marhold  
 Kritik: Ulrich Brinkmann Fotos: Udo Meinel

Das Hotelzimmer in der Fehrbelliner 83 kann dank der Bestückung mit Bundeswehrbetten aus den 60er Jahren zur Vier-Personen-Unterkunft aufgestockt werden.

Grundriss im Maßstab 1:200

Das neueste Hotel in Berlin ist zugleich die kleinste und die größte Herberge der Stadt. Die kleinste, weil es nur über ein Zimmer von gerade mal zwei Meter Breite verfügt, das größte, weil der Weg vom Zimmer zur Rezeption und Bar stolze 1250 Meter misst: die Fehrbelliner Straße hinab bis zur Schönhäuser Allee, am Pfefferberg vorbei, dann die Kollwitzstraße rauf bis zum Kollwitzplatz und die Knaackstraße wieder runter. Hat der Gast den Wasserturm passiert, steht er linker Hand vor der „Yes Bar“.

Inhaber von Bar und Hotel ist der Architekt Julian Marhold. Wenn man seine „Yes Residenz“ vorstellt, kommt man nicht umhin, von der Situation junger Architekten in Berlin zu sprechen. Nach einigen Jahren Assistenz an der Bauhaus-Universität Weimar wagte der gebürtige Münsteraner 2005 den Wechsel in die Selbständigkeit: mangels Auftrag aber nicht als Architekt, sondern als Wirt. Drei Jahre später erlauben ihm die gut gehenden Geschäfte nun eine vorsichtige Expansion, oder andersherum: Der mit viel Herzblut geführte Schankraum trägt die Betätigung als Architekt. Und nicht nur das: Die Bar hat es Marhold ermöglicht, die Bauherrenrolle gleich mitzuspielen.

Die „Yes Residenz“ liegt im Erdgeschoss eines Altbaus, der in den neunziger Jahren, als dieses Quartier noch nicht im Zentrum des allgemeinen Begehrens stand, mit wenig Aufwand, noch weniger Geschmack und ganz ohne Phantasie renoviert wurde: Von der rosafarbenen Natursteinverkleidung des Erdgeschosses über die weißen Plastikfenster und -innentüren mit ihren protzig goldenen Türklinken bis hin zur billigen Raufasertapete wurde hier das Repertoire des Stadtrands auf gedrängtem Raum adaptiert. Dass mit derlei Zeug kein Staat zu machen ist, ist für einen Architekten selbstverständlich. Marholds spezielle Empfänglichkeit für die Ästhetik des Alltags aber ließ ihn eine Ausstattung entwerfen, die die vorgefundene Baumarktwelt nicht einfach verwirft, sondern durch gezielte Steigerung in etwas Neues umschlagen lässt.

Das Zimmer hat ein Thema: Zelten im Wald. „Nur Ekel-Stoffe“ habe er verwenden wollen, stellt der Architekt gleich zu Beginn klar: Fototapeten (Wald, Himmel, Ziegelmauerwerk, Holz) an Wänden und Decken, welche kurzerhand über die Raufaser geklebt wurden; Laminat im Zelt, grüner Schlingenteppich und Steinimitat auf dem Boden davor und dahinter.



Ziel dieser Material- bzw. Nichtmaterial-Collage ist es aber nicht, Unwohlsein zu provozieren. Mit der ausgewiesenen Künstlichkeit aller das Zelt umgebenden Oberflächen spielt Marhold mit Sehnsüchten und Sehnsuchtsorten, welche von Projektentwicklern gerne bemüht, doch meist nur mit Simulationen gestillt werden: Ein beliebter Slogan wie „Mitten in der Stadt und doch im Grünen“ fällt dem Besucher ein, aber auch Laugiers „Urhütte“ als Symbol eines einfachen Lebens im Einklang mit der Natur, wie es dann Langhans und Schinkel mit ihren Zeltzimmern im Marmorpalais und im Schloss Charlottenhof beschwören sollten. Versatzstücke aus der Welt des Interior Design finden sich zitiert, so das rohe Ziegelmauerwerk, wie es im Premium-Loft gern eingesetzt wird, um zu zeigen, dass sich seine Bewohner den Sinn für Ruinenästhetik bewahrt haben. Darüber hinaus aber sind räumliche Phänomene gelungen, die das Projekt über das rein Ironische hinausführen. Es geht dem Architekten um eine Untersuchung der Frage, wie Erfahrung und Vorstellungskraft räumliche Wahrnehmung mitbestimmen; wie der Betrachter Räume wahrnimmt, die es gar nicht gibt.

Indem das Zelt die gesamte Breite des Raumes besetzt, fühlt sich der kleine Raum deutlich größer an, denn der Besucher hat eine solche Behausung als ein frei stehendes Objekt gespeichert. Und indem das Zelt auf der Hofseite der tragenden, voluminösen Trennwand zwischen vorderem und hinterem Teil noch einmal als zweidimensionale „Fassade“ auftaucht, überspringt es nicht nur die trennende Wirkung dieser Wand und integriert sie als eine Art Schleuse ins Zeltinnere, es erscheint auch länger, als es ist. Die Abfolge unterschiedlicher Außen- und Innenräume, die auf diese Weise entstanden ist, lässt eine dem kleinen Ladenlokal ursprünglich fremde Weite empfinden.

Der Gast spielt die Rolle des (Stadt-)Wanderers, der im Wald ein gemauertes Häuschen findet mit einer Toilette darin, so dass es naheliegt, das Zelt genau hier aufzuschlagen, zumal der noch stehende Rest einer aufgelassenen Schutzhütte auch draußen ein trockenes Plätzchen bietet. Hier empfängt ihn zwar kein Breitbildfernsehschirm, sehr wohl aber ein in einer alten Schreibmaschine eingespannter Bogen Papier mit den Worten „Herzlich Willkommen“.

